



# Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
**Thorner Ostdeutschen Zeitung.**  
 Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

## Illustriertes

1900. \* № 9.

### Auf der Aehrung.

Novelle von Hans Warring.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Die Muhme stand erschüttert vor dem Mädchen, das jetzt leidenschaftlich aufschluchzte und die Hände vor das Gesicht schlug. Das wahrte jedoch nur einen Augenblick.

„Und nun willst du, daß das so fortgeht, daß ich ferner trage, was mir schier unerträglich geworden ist! Immer hinunterdrücken habe ich meinen Jammer gemußt, immer zurücktreten mußte ich, um sie voranzulassen! Jetzt bin ich Herrin! Mir gehört der Hof, ich hab' das Recht, zu ihr zu sagen: Geh von hier!“

„Aber du wirst es nicht thun, auch deinetwegen nicht, Ernestine! Ich weiß, daß der Vater bestimmt hat, die Rose soll auf dem Hof bleiben, bis sie sich verheiratet —“

„Ah!“  
 „Wart doch ab, Dine, es wird ja am Ende so lange nicht mehr dauern, du weißt doch, daß der Martin — der Martin Klaas — ihr schon lange nachgeht.“

„Der!“ Es klang wie der Schrei einer Ertrinkenden.

„Und der Vater hat immer gemeint, er wäre der rechte Mann für sie. Freilich, die Rose hat bisher nichts von ihm wissen wollen, der spuckte der feine Stadtherr im Kopf, der im Sommer bei den Wargeners wohnte. Aber mit den Jahren kommt der Verstand, und wie die Sachen jetzt liegen, wird sie den Martin schon nehmen. Solche Erlebnisse, wie das Unglück mit dem Großvater, können aus einem gedankenlosen, übermütigen Kinde über Nacht einen ernstlichen, tüchtigen Menschen machen.“

„Wenn's in ihm steckt, ja. Die Rose aber wird nie ernst werden, sie hat nichts im Kopf und nichts im Herzen.“

„Doch, Ernestine, doch! Es ist kein Arg in dem Kinde. Ein bißchen verzogen und verwöhnt ist sie; wenn nicht ein so guter Kern in ihr läge, hätte es freilich böse mit ihr werden können. Sei doch gerecht gegen sie! Denk doch, wie es in einem so jungen Kopf aussehen muß, dem man immer geschmeichelt und schön gethan hat! Die Menschen haben ihr immer vorgeredet, daß sie nicht aufs Dorf gehöre, daß sie zu einer Stadtdame geboren sei, und die jungen Stadtherrn, die von Cranz und Schwarzort im Sommer herübergekommen und oft wochenlang im Wargenerschen

Gasthaus geblieben sind, die haben alles gethan, ihr vollends den Kopf zu verdrehen. Aber sie wird schon wieder zu sich kommen, hab' nur ein bißchen Geduld mit ihr!“

Ernestine hatte während dieser Rede am Fenster gestanden und still hinaus gestarrt. Die Worte der alten Frau gingen wie leerer Schall an ihrem Ohre vorüber, sie hatte alles um sich vergessen, nur ein Gedanke arbeitete jetzt unablässig in ihrem Kopfe. Man wollte die Rose verheiraten, mit ihm verheiraten; das leichtsinnige, eitle, flatterige Ding mit dem ernstesten, strebsamen, tüchtigen Menschen! Der Vater hatte es gewollt, er hatte natürlich nur

Der Martin aber konnte keinesfalls arm heiraten.

„Muhme,“ sagte sie, sich wieder zu der alten Frau wendend, die sich an ihren Spinnrocken gesetzt hatte, „aus der geplanten Heirat der Rose wird jetzt, da der Vater tot ist, wohl nichts werden. Erst gestern hat Martins Mutter, die Klaasin, mich angesprochen, und als dabei auch die Rede auf ihren Sohn kam, hat sie mir erzählt, daß er sich gern selbständig hier als Zimmermann niederlassen möchte. Jetzt arbeitet er noch als Gesell beim alten Kristo-peit, aber er könnte mehr verdienen, wenn er auf eigene Rechnung Arbeiten übernehme, dazu aber fehle ihm das Geld. Er habe zwar das kleine väterliche Grundstück — und daß es gut im Stand ist, dafür hat der tüchtige Mensch schon gesorgt — aber Bargeld könne er sich nicht beschaffen. Er müsse eben eine reiche Frau heiraten.“

Während sie dies erzählte, fiel ihr wieder der Blick ein, mit dem die Klaasin sie dabei angesehen hatte. Dieser Blick war ihr tief in die Seele gebrungen und hatte da Erinnerungen und Gefühle wieder wachgerufen, die sie längst für immer abgethan gewöhnt hatte. Wie ein elektrischer Schlag war es ihr durch die Glieder gefahren, wäre es denn möglich, könnte für sie noch ein Glück vorbehalten sein? — Und der Martin war immer gut zu ihr gewesen, er hatte sie nie um der Rose willen hintenan gesetzt. Die Rose war gegen ihn immer übermütiger gewesen als gegen jeden anderen, und wenn sie ihm eine schnippische Antwort gegeben, dann hatte er sich still neben Ernestine gesetzt und freundlich mit ihr gesprochen. Und an einem Sommersonntage, als sie zusammen einen Spaziergang über die Düne gemacht hatten, da hatte er die Rose vorausflattern lassen und war zu ihr gekommen und hatte gesagt: „Willst du nicht unterfassen, Ernestine? Dir wird das Gehen im losen Sande schwer, und ich bin stark für zwei!“ Sie meinte noch das rasche Klopfen ihres Herzens zu fühlen, als sie so neben ihm einhergeschritten war.

Unterdessen hatte die Muhme ihren Rocken zum Stehen gebracht und sagte:

„Na, wenn die Rose auch keine reiche Frau für den Martin wird, ganz ohne Großchen kommt sie ihm doch nicht ins Haus, dafür hat der Alte gesorgt. Hat er dir niemals davon gesprochen?“

„Kein Wort! Was ist's, Muhme? Der



Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein, die Mutter der deutschen Kaiserin. (S. 67)  
 Nach einer Photographie von Otto Mayer, Gophotograph in Dresden.

an die Rose dabei gedacht, der Rose hatte er einen guten, braven und dabei geduldigen Mann verschaffen wollen, der Arbeit und Mühsal auf seine Schultern nehmen und Lust und Freuden ihr überlassen würde. Wäre der Vater am Leben geblieben, dann hätte er der Rose auch eine Mitgift gegeben. Das fiel nun fort — Gott sei Dank, jetzt war sie die Herrin!



Hof gehört doch mir, und ihr Erbeil hat schon die Marie doppelt und dreifach herausbekommen!"

Es folgte eine kleine verlegene Pause, während welcher die Alte sich an ihrem Spinnrad zu schaffen machte.

"Also er hat dir nicht davon gesprochen, der Vater?" fragte sie endlich. "Na, er hätte es wohl gethan, wenn der Tod ihn nicht so rasch hinweggenommen hätte. Er hat die Rose natürlich nicht ohne Versorgung zurücklassen wollen, und weil er immer gedacht und gesagt hat, daß du doch nie heiraten wirst und für dich doch immer noch genug bleibt, so — so hat er festgesetzt, daß du der Rose ein kleines Kapital herauszahlen sollst."

"Und das hat der Vater bestimmt, ohne mir ein Wort davon zu sagen?" rief das Mädchen in heftigem Zorn. "Mein ganzes Leben lang soll ich für andere arbeiten? Ich thue es nicht! Ich kann beweisen schwarz auf weiß, daß die Marie mehr vom Hof gezogen hat, als ihr zukam. Ich bin, solange ich lebe, eine Sklavin gewesen, den Lohn meiner Arbeit haben andere genossen. Jetzt will ich endlich einmal frei sein!"

Ohne auf die Worte der Muhme, die sie besänftigen wollte, zu achten, verließ sie, so rasch es ihre Lahmheit erlaubte, das Zimmer.

Sie stand jetzt in der Kammer des Verstorbenen vor dem alten Schreibpulte, das für jeden anderen als für ihn bisher unzugänglich gewesen war. Ob wohl darin die Beweise der Verpflichtung lagen, die er ihr hatte auferlegen wollen? Vielleicht hatte er gar nichts Schriftliches hinterlassen. Er hatte nie viel von Schreibereien gehalten und das Notwendige ihr überlassen. Sie hatte Einnahmen und Ausgaben der Wirtschaft gebucht, auch die Zuwendungen an Geld und Naturalien nicht vergessen, die aus diesem Hause in die armselige, verfallene Wirtschaft der Schwester gewandert waren. Eines zum anderen gerechnet mußte das eine hübsche Summe geben. Wie gut war's, daß sie nicht versäumt hatte, sich von der Verstorbenen darüber Quittung geben zu lassen! O, sie war klug gewesen, in ihr hatte schon von jeher die Ahnung gelegen, daß man sie werde übervorteilen wollen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sie sich wehren wollte und konnte.

Sie stand und starrte das alte Schreibpult an, zu welchem der Vater den Schlüssel immer bei sich geführt hatte. Auch an jenem Morgen, als er in See gegangen war, hatte sie gesehen, wie er ihn in die Tasche seiner Friesjacke steckte. Wo dieser Schlüssel doch jetzt sein mochte? Sie schauerte zusammen. Sie war in blindem Gehorsam gegen den Vater aufgewachsen, und jetzt — jetzt wollte sie sich seinem Willen widersetzen!

Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß sie ein Unrecht zu begehen im Begriff stehe, aber man zwang sie dazu. Und wieder war dieses Mädchen, die Rose, von der das Unglück ihres ganzen Lebens ausgegangen, die Ursache davon! O, wie sie dieses Geschöpf haßte! Einst war sie thöricht genug gewesen, diesen Haß als etwas Unrechtes, Widernatürliches in sich bekämpfen zu wollen. Jetzt aber wollte sie sich nicht mehr dagegen wehren, nach dieser letzten Lieblosigkeit, die sie ihretwegen erlitten, hatte sie ein Recht, sie zu hassen.

## 2.

Das zwischen dem Hoff und der Ostsee auf der Nehrung gelegene Dorf Karwitten, in dem der Bauernhof des verstorbenen Holstein einer der stattlichsten war, liegt in einer Gegend der Nehrung, welche die wandernde Düne mit ihrem alles Leben zerstörenden Sande noch nicht überschüttet hat. Noch dehnen sich rings um Kar-

witten fruchtbare Aecker und schöne Graswiesen aus, aber von Norden und Süden drängt das Unheil heran, rückt der furchtbare Feind alles Lebens näher und näher. Inzwischen versucht man durch Anpflanzungen die Düne zum Stehen zu bringen. Seit Jahren sind Hunderte von Händen thätig, den dünnen Sand zu besplanzen. Nur sehr langsam rückt diese unendlich mühevoll kultivirte Kultur vor. An manchen Stellen will selbst der Strandhafer, diese anspruchsloseste aller Pflanzen, die erst den Boden zur Aufnahme anderer Gewächse vorbereiten soll, nicht gedeihen. An anderen deckt schon silberschillernde Strandweide die Böschungen, und wieder an anderen heben bereits kleine Kiefern ihre krausen, dunklen Häupter und lassen hoffen, daß nach zwanzig oder dreißig Jahren, nach unsäglicher Mühe und Arbeit, die Nehrung wieder zu dem werden wird, was sie einstens war, ehe Unverstand und Geldgier den prachtvollen Waldbestand niederlegten und dadurch ein fruchtbares Land dem Verderben preisgaben.

Rings um Karwitten grünte und blühte der Mai und schien mit leisem Wehen und Sonnenschein gut machen zu wollen, was die Stürme des März und April verheert hatten.

Im Holsteinschen Hofe war Begräbniß gewesen. Das Meer hatte seine Opfer herausgegeben. Von einem südwärts gelegenen Dorfe der samländischen Küste hatte man die Leiche des alten Fischermwirts heimgebracht, und das ganze Dorf Karwitten hatte ihm in feierlichen Zuge das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben. Das Begräbniß eines angesehenen Wirtes ist eine große Begebenheit für so ein weltfernes kleines Fischerdorf. Wenn man hinter dem Sarge hergegangen ist und sein redlich Teil Trauer zur Schau getragen hat, so hält man sich vollberechtigt, an der reichen Bewirtung teilzunehmen, die gleichsam als die letzte Gabe des Verstorbenen betrachtet wird. Der Kummer der Hinterbliebenen bildet keine Entschuldigung für veräußerte Wirtspflichten.

Auch im Holsteinschen Hause hatten die Frauen sich diesen Ansprüchen gefügt. Zwar hatte Rose verweinte Augen, und Ernestine ein bleiches, starres Gesicht gezeigt, aber an freudlichem Nötigen, Platz zu nehmen und zuzulangen, hatten sie es nicht fehlen lassen.

Die reichlich besetzten Tische hatten sich rasch geleert, was nicht verzehrt wurde, fand in den geräumigen Tischen Unterkunft. In der Wohnstube war der Honoratiorentisch gedeckt worden, da hatten die angesehenen Gäste das Trauermahl verzehrt: ein paar wohlhabende Wirte aus den Nachbarhöfen, zwei oder drei einheimische Größen mit ihren Familien, darunter der besondere Günstling des Verstorbenen, der junge Zimmermeister Martin Klaas mit seiner Mutter.

Diese letztere, „die Klaasin“, war eine der angesehensten Frauen des Dorfes. Als Mutter eines sehr beehrten, in allgemeiner Achtung stehenden Sohnes wurde ihr vielfach der Hof gemacht. Vor ihrer großen, hageren, sich sehr gerade haltenden Gestalt knickten die jungen Dorfschönen demüthig und hielten es für eine Ehre, von ihr bei zufälligen Begegnungen angesprochen zu werden. In Küche und Wirtschaft war ihre Stimme ausschlaggebend, und in den angesehenen Häusern des Dorfes konnte kein Begräbniß, keine Hochzeit oder Taufe stattfinden, bei welchen die Klaasin nicht die Vorbereitungen leitete. Was sie nicht in die Hand nahm, hatte keine rechte Art, von diesem Grundsatze war sie durchdrungen, und sie hatte es verstanden, ihn auch anderen beizubringen.

So hatte es niemand überrascht, daß auch Ernestine die Nachbarin um ihre bewährte Hilfe gebeten hatte. Sie mußte zwar, daß sie auch ohne dieselbe sehr wohl fertig geworden wäre, aber es war ihr jetzt vor allem darum zu thun, die Frau zu ihrer Freundin zu machen. Für

Anerkennung ihres Wertes und für kleine Schmeicheleien war sie sehr empfänglich, und Ernestine ließ es daran nicht fehlen. Außerdem ließ sie es sich angelegen sein, ihr einen Einblick in ihre Wirtschaft zu gewähren. Speicher und Stall, Keller und Milchammer wurden ihrem Gutachten unterstellt, die erteilten Rathschläge demüthig entgegengenommen.

Dies kluge Benehmen verfehlte seine Wirkung nicht, und die Wohlhabenheit der Wirtschaft vollendete den guten Eindruck. Als die Klaasin am Begräbnistage das Holsteinsche Haus verließ, stand der Entschluß, Ernestine zu ihrer Schwiegertochter zu machen, fest in ihr.

"Das ist eine Wirtin, vor der muß man Respekt haben," sagte sie, als sie neben ihrem Sohne ihrem Häuschen zuschritt. "Bier Rüge im Stall, und was für Rüge! Und der Speicher voll Korn und Flachs! Ja, Martin, Geld haben ist eine gute Sache!"

"Zawohl, Mutter," sagte der Sohn, ein blonder, schlanker, großer Mensch von prächtigem Wuchs, etwas schwerfällig im Sprechen, aber mit klugen, ernsten Augen.

"Und du kannst es bekommen mit einem Schlag, wenn du nur willst."

"Im — wer weiß!"

"Na, ich weiß es, die Ernestine nimmt dich."

"Früher hast du doch von der Ernestine nichts wissen wollen."

"Jetzt ist das doch auch eine andere Sache. Der alte Holstein hätte den Hof bei seinen Lebzeiten nie abgegeben; jetzt gehört er der Ernestine von Rechts wegen ganz allein. Die Rose hat nichts, ihre Eltern haben ihr Teil schon herausbekommen."

"Das arme Ding!"

"Die hat ihr hübsches Gesicht, und Narren genug in der Welt giebt's immer, die das höher schätzen als einen soliden Charakter und Geld."

Martin schwieg.

"Ich weiß wohl," fuhr die Mutter fort, „daß dir die Rose auch in die Augen gestochen hat, aber ich sage dir, Schönheit macht nicht satt, und Not im Haus treibt die Lieb' zum Fenster hinaus. — Na, kommst du nicht herein? Wo willst du denn noch hin?"

"Ich hab' noch einen Gang zu machen."

"Im Sonntagsrock? Komm doch herein und zieh dir die Alltagsjacke an."

Der junge Zimmermann war ein guter Sohn, er gab der Mutter in kleinen Dingen gern nach. Während sie drinnen den Tuchrock in den Schrank schloß und ihm die Arbeitsjacke reichte, hielt sie es für nötig, noch einen Haupttreffer gegen ihn auszuspielen.

"Sieh dich vor," sagte sie warnend, „die Rose ist ein schlaues Ding, sie wird jetzt aus einem anderen Ton singen. Jetzt wirst du ihr gut genug sein, aber ich hoffe, zum Notmagel wirst du dich nicht brauchen lassen!"

Das traf. Der junge Zimmermann besaß kein übergroßes Selbstgefühl, aber seinen männlichen Stolz hatte er doch. Nein, lieber wollte er auf sie verzichten, als denken müssen, daß sie ihn nur als Versorgung betrachtete.

Er hatte seinen Geschäftsgang im Dorfe abgemacht, aber nach Hause, wo die Mutter ihn voraussichtlich mit einer Fortsetzung des begonnenen Gespräches empfangen würde, zog es ihn nicht. Er wanderte in weitem Bogen um das Dorf herum, ging über die Dünenhöhe und lenkte dann in den Fußsteig ein, der am Holsteinschen Ackerlande vorbeiführte. Wie schön die Winterfaat stand, auch das Sommergetreide sproßte schon in seinen Halmchen lustig empor. Ja, das mußte wahr sein, die Ernestine war eine Wirtin, wie man landauf und landab keine zweite fand. Wer die heiratete, für den war gesorgt.



Er ging gedankenvoll den Rain entlang. Wenn die Mutter recht hätte, wenn er nur zuzugreifen brauchte! Aber in ihm sträubte sich etwas dagegen, etwas Unüberwindliches.

In diesem inneren Zwiespalt war er an der Rückseite seines Häuschens — des letzten auf dieser Dorffeite — vorübergeschritten. Vor ihm lag ein schmaler Waldstrich, den er mit seinen weitausgreifenden Schritten rasch durchmaß und dann jenseits auf die freie Düne heraustretete. Ihm zur Linken dehnte sich in un-absehbarer Weite die blaue See, vor ihm aber, so weit er sehen konnte, nichts als Sand, toter, weißer Dünen sand, Hügel und Thäler bildend, ein Anblick von niederdrückender, alles Leben erstarrender Dede. Nordwärts vor ihm erhob sich eine hohe Düne. Ueber ihrem Gipfel schien ein gelber, sonnendurchglühter Rauch zu schweben. Der junge Zimmermann kannte dieses Phänomen, er wußte, daß dieser scheinbare Rauch Sand war, der lose fliegende Dünen sand, den der eben stark mehende Nordwest den jenseitigen Abhang hinauftrieb, ihn auf freier Höhe herumwirbelnd und zu hohen Rämmen aufhäufend, die endlich durch ihre eigene Schwere in den Abgrund hinabgezogen werden. Ein dumpfes Geräusch begleitet diesen Vorgang.

„Die Dünen rollen“, so bezeichnen die Bewohner dieser Gegend gleichmütig ein Geschehnis, durch dessen Verlauf doch unaufhaltsam das Verderben ihrer Heimat und Habe näher gerückt wird. Auch der junge Zimmermann sprach mechanisch die Worte vor sich hin, als der bekannte dumpfe Schall an sein Ohr schlug: „Die Düne rollt.“

Er starrte auf die Düne hin, die mit jedem Jahre dem Dorfe um ein Stück näher rückte. Und wie er noch hinblickte, kam es knisternd über das weite Dünenfeld herangeweht, eine ganze Wolke des verderbenbringenden Sandes. Wie Wasserfluten rieselte es ihm um die Füße, er hörte, wie es hinter ihm an die Stämme der Bäume anschlug, wie es im Astwerk rauschte und pfliff. Und als er sich wandte, sah er, daß der Tod schon seine Hand auf die äußerste Baumreihe gelegt hatte; die scharfen Quarzkörner hatten die äußere Rinde grausam zersezt, daß an manchen Stellen das weiße Holz bloß lag. Ihn erfaßte ein Schauer, fast, als blicke er auf die Todeswunde eines Menschen.

Er wandte sich und schritt, tief einsinkend im losen Sande, die Düne abwärts der See zu. Ab und zu klang der dumpfe, rollende Ton der abstürzenden Sandmassen zu ihm herüber. Er erinnerte sich, daß dieses Dünenrollen ihm als Kind ein namenloses Grausen bereitet hatte, wenn er es nachts in seinem Bette gehört. Und etwas von diesem Gefühl erfaßte ihn auch in diesem Augenblicke, daß er rascher ausschritt.

So hatte er eilenden Schrittes den Abstieg vollendet und den schmalen Vorstrand erreicht, als sein Fuß plötzlich stockte. Vor ihm, auf einem Steinblock, dicht an der Spülung der See sitzend, hatte er eine Gestalt erblickt, die schwächliche Gestalt eines eben erst dem Kindesalter entwachsenen Mädchens. Es war Rose, er hatte sie sogleich erkannt. Sie saß zusammengefunken, den Oberleib vornübergebeugt, das Gesicht in den Händen verborgen. Als er näher trat, gewahrte er, daß der ganze Körper des jungen Mädchens zitterte von einem lautlosen, leidenschaftlichen Weinen.

Bei diesem Anblick schwanden Groll und Bedenken, die in ihm aufgestiegen waren, und nichts als Liebe und Mitleid füllten sein Herz. Gegen die übermütige, spottfüchtige Rose, die ihm lachend manche Kränkung angethan, hatte er sich gewappnet gefühlt — dieses arme, ver-

lassene, junge Geschöpf aber, das seinen Kummer und sein Leid in der Einsamkeit ausweinte, hatte nichts gemein mit jener allbeiden, anspruchsvollen Erbin.

„Was thust du hier allein bei einbrechender Nacht in den Dünen, und weshalb weinst du?“ fragte er.

Beim ersten Ton dieser rauh klingenden



Agnes Sorma.

Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

Frage war Rose emporgeschneilt, als erschreckte sie darüber, hier überrascht zu werden.

„Es fällt mir nicht ein, zu weinen,“ sagte sie stolz und abwehrend, indem sie mit der Hand rasch über die Augen fuhr, „und wenn ich Lust habe, hier allein zu sitzen, so geht das niemand etwas an.“

„Aber du hast doch geweint, Rose, ich hab’



Die Kaiserin-Witwe von China. (S. 68)

es gesehen.“ Und dann nach einer Pause, während welcher sie ihn mit gerunzelten Brauen feindselig angestarrt hatte: „Sind sie zu Hause böse gegen dich gewesen? Rose — ich — ich kann dich nicht meinen sehen! Liebe Rose, sag mir, was dir fehlt!“

In dem Gesicht des Mädchens zuckte es. Der Jammer ihres Herzens, den sie bisher

stolz vor jedermann verschlossen hatte, brach unaufhaltsam hervor beim ersten Zeichen von Mitgefühl und Teilnahme.

„Seit der Großvater tot ist, geht es mir schlecht, Martin,“ versetzte sie schluchzend, „meine guten Tage sind für immer vorbei!“

„So ist es wahr, daß sie dich im Hof schlecht behandeln?“

Das Mädchen richtete sich auf, ihre Augen blitzten. „Sie möchten es, sie versuchen, mich unter die Füße zu treten, aber ich leid’ es nicht, Martin! O, du weißt nicht, wie böse, wie grundschlecht die Menschen sind! Die mir früher geschmeichelt haben, möchten mich jetzt zu ihrem Schuhwichs machen. Weißt du, daß sie mir im Dorf den Spottnamen „Bettelprinzess“ gegeben haben?“

„Du wirst dir doch aus solchem Geschwätz nichts machen!“

„Das ist leicht gesagt, es schmerzt doch!“

„Dich, Rose? Das hätt’ ich nie geglaubt, du machst immer ein Gesicht, als ständest du hoch über allem Dorfklatsch.“

„Ich will es auch — ich gebe mir Mühe, mir aus aller Niederträchtigkeit der Menschen nichts zu machen. Aber ich bin schwach, und wenn ich tagsüber zu allen Kränkungen höhnisch gelacht und sie nach besten Kräften zurückgegeben habe, dann kommt es abends doch über mich, das schreckliche Gefühl, daß ich allein, ganz allein stehe auf der Welt.“

(Fortsetzung folgt.)

## Illustrierte Rundschau.

Die Mutter der deutschen Kaiserin, die verwitwete Herzogin Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, geborene Prinzessin Adelheid zu Hohenlohe-Langenburg, ist in Dresden einer Lungenentzündung erlegen. Sie war am 20. Juli 1835 zu Langenburg geboren und vermählte sich am 11. September 1856 mit dem damaligen Erbprinzen Friedrich zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (+ 14. Januar 1880). Dem fürstlichen Paare wurde auf Schloß Dörsig am 22. Oktober 1858 als erste Tochter geboren: Prinzessin Auguste Viktoria, die jetzige deutsche Kaiserin. Von ihren Geschwistern ist Prinzessin Karoline Mathilde mit dem Herzog Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Glücksburg, Herzog Ernst Günther mit der Prinzessin Dorothea von Sachsen-Roburg und Gotha und Prinzessin Luise Sophie mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen vermählt; Prinzessin Feodora ist noch unverheiratet. — In München ist der bekannte Bildhauer und Erzgießerei-Inspektor Ferdinand v. Miller, zunächst auf die Dauer von zwei Jahren, zum Direktor der Akademie der Künste ernannt worden. Er ist am 8. Juni 1842 zu München als Sohn des berühmten Erzgießers gleichen Namens geboren und hat sehr viele treffliche Kunstwerke geschaffen, die ihm nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande einen bedeutenden Ruf erworben haben. — Die Verluste der Engländer bei dem Sturm auf die Stellung am Spionkop sind sehr beträchtlich gewesen. Schwer verwundet wurde bei jenem blutigen Kampfe unter anderen auch der General Woodgate. Dieser führte mit der Lancashire-Brigade die Bewegung gegen jene Höhe aus. — Die treffliche Schauspielerin Agnes Sorma, die kürzlich sogar in Paris wahre Triumphe gefeiert hat, ist am 17. Mai 1865 zu Breslau geboren und betrat schon im Alter von vierzehn Jahren in Kinderrollen die Bühne. Die Jahre 1880 bis 1882 bildeten die Zeit der ersten Thätigkeit in größerem Maßstabe an den Stadttheatern zu Götting und Rosen, später in Weimar. Adolf Arronge, der ihr hervorragendes Talent erkannte, gewann sie 1889 für sein „Deutsches Theater“ in Berlin, an dem sie bis 1890 blieb, um dann unter glänzenden Bedingungen zu Ludwig Barnay an dessen „Berliner Theater“ zu gehen.



1894 kehrte Agnes Sorma ans „Deutsche Theater“ zurück, das sie vor Jahresfrist wieder verließ, um ausschließlich auf Gastspielreisen thätig zu sein. — Infolge einer neuen Palastrevolution seiner Tante, der Kaiserin-Witwe Tsu-Hsi, hat nun Kuang-hü, der Kaiser von China, auch der Form nach aufgehört zu regieren, indem er gezwungenermaßen ein Dekret unterzeichnete, das seine Absetzung billigt und seinen Nachfolger ernennet: Put Sing, einen unmündigen Knaben, für den die ehrgeizige Kaiserin-Witwe nun wieder die Regentschaft führen wird. Kuang-hü ist am 2. August 1872 als Sohn des Prinzen Chun in Peking geboren; er regierte selbständig seit dem 4. März 1889, wurde



Ferd. v. Miller. (S. 67)  
Nach einer Photographie von Friedrich Müller, Hespshotograph in München.

aber am 22. September 1898 von der Kaiserin-Witwe wieder unter Vormundschaft gestellt. Seitdem lebt er als Gefangener im Kaiserpalast zu Peking, der in der sogenannten roten oder verbotenen Stadt, inmitten der Tatarenstadt von Peking, liegt, und dessen Eingang ein monumentales Thor bildet.

### In Seindes Hand.

Geschichtliche Erzählung von A. D. Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

In den ersten Tagen des März 1814 herrschte im Hauptquartier der Armee der Verbündeten große Unsicherheit und eine ziemlich gedrückte Stimmung. Napoleon, den man endgültig geschlagen glaubte, hatte gezeigt, daß er noch sehr gefährlich sei, und das Kriegsglück, das ihn bei Leipzig verlassen hatte, schien ihm jetzt, nachdem der Krieg auf den Boden Frankreichs übergegangen war, aufs neue hold werden zu wollen. — Blücher, der am 1. Januar 1814 den Rhein überschritten hätte, um nun in Frankreich einzumarschieren, glaubte, Napoleon sei gar nicht mehr im Stande, sich zu wehren. Durch kühnes Drauflosgehen wollte der preussische Feldherr Napoleon völlig vernichten. In diesem gefährlichen Augenblick aber zeigte sich das ganze Feldherrn-genie des gewaltigen Mannes. Er erschien plötzlich vor der Front Blüchers, griff die drei zerstreuten Corps desselben einzeln an und schlug sie trotz des tapfersten

Widerstandes. Fürst Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber, welcher bis Troyes vorgerückt war, operierte vorsichtiger als Blücher. Obgleich ihn Napoleon zu einer Schlacht zwingen wollte, wich er aus. Er zog sich hinter die Aube zurück und ermöglichte es Blücher, seine zerstreuten Corps zu sammeln und sich ihm anzuschließen. Dann wurde der Marsch auf Troyes wieder aufgenommen. Fürst Schwarzenberg kam am 1. März nach Bar-sur-Aube und beschloß, in den nächsten Tagen Troyes zu stürmen. Blücher stand jenseits der Marne, Napoleon konnte ihn nicht mehr erreichen. Der Kronprinz von Württemberg war in Bar-sur-Seine, und auf seine Mitwirkung rechnete Fürst Schwarzenberg beim Angriff auf Troyes.

Der 2. März war unter ununterbrochenen Gefechten vergangen. Die Franzosen waren kampflustiger als je, die Siege, die sie gegen Blücher erfochten hatten, machten sie übermütig. Dazu kam ein beklagenswerter Mangel an Lebensmitteln im Lager der Verbündeten; schon deshalb mußte der Sturm auf Troyes gewagt werden.

Am Abend des 2. März befahl Fürst Schwarzenberg dem Grafen Radetzky, dem Chef seines Generalstabes, einen Ordonnanzoffizier an den Kronprinzen von Württemberg nach Bar-sur-Seine zu senden mit dem Befehle, er solle am nächsten Morgen gegen vier Uhr den Vormarsch auf Troyes antreten. Dieser Befehl sollte dem

Kronprinzen von Württemberg persönlich übergeben werden, damit unter allen Umständen ein gleichmäßiges Vorgehen gegen das französische Heer möglich würde.

Es war abends gegen fünf Uhr, als der österreichische Ordonnanzoffizier v. Thielen, ein Paderborner, zu dem Grafen Radetzky gerufen wurde.

„Haben Sie noch ein gutes Pferd, Thielen?“ fragte Radetzky.

„Ich reite heute das dritte Pferd. Es ist frisch, aber halb verhungert, so daß ich fürchte, es bricht in einigen Stunden unter mir zusammen.“

Radetzky zuckte die Achseln: „Pferde und Menschen leiden gleichmäßig Hunger, ich kann Ihnen nicht helfen. Hier haben Sie die Karte. Orientieren Sie sich über den Weg nach Bar-sur-Seine. Hier ist der schriftliche Auftrag für den Kronprinzen von Württemberg, den ich Ihnen noch mündlich wiederholen werde.“

Der Ordonnanzoffizier prüfte die Karte und sagte dann: „Es sind vier Stunden zu reiten. Ich hoffe, mich in der Dunkelheit zurecht finden zu können, wenn es nur mein Pferd aushält.“

„Sie müssen den Auftrag überbringen, und sollten Sie einen Teil des Weges zu Fuß gehen. Aber seien Sie vorsichtig, denn Napoleon hat den Landsturm aufgerufen. Gerade hier, kurz vor Paris, ist die gesamte Bevölkerung bewaffnet, und die Bauern haben es besonders auf kleine Trupps der Unserigen und einzelne Ordonnanzen und Offiziere abgesehen.“

Fünf Minuten später trabte Thielen, begleitet von einem Dragoner, der ein frisches Pferd hatte und gut französisch sprach, in die Nacht hinein. Er hatte den Weg nach den Angaben der Karte ungefähr noch im Kopfe. Wenn die Pferde nur aushielten, und die bewaffneten Bauern ihnen den Weg nicht verlegten, so konnten sie Bar-sur-Seine in einigen Stunden erreichen.

Der Abend war gänzlich lichtlos; weder Mond noch Sterne sah man am Himmel. Dieser war bewölkt, und es fiel ein wenig Schnee. Man hörte aus der Gegend,



General Woodgate. (S. 67)



Kuang-hü, der entthronte Kaiser von China.



die zwischen dem Feinde und dem Heere der Verbündeten lag, Glockengeläut, hin und wieder auch vereinzelt Schüsse, da und dort sah man einzelne Gehöfte brennen. Dort waren wahrscheinlich Kosaken, die in ganzen Scharen vor dem Heere der Verbündeten herumschwärmten, beim Blindern.

Thielen hatte nach seiner Berechnung die Richtung, in der er reiten wollte, genau innegehalten. Er merkte aber, wie sein Pferd mehr und mehr ermattete und überhaupt nicht mehr in Trab zu bringen war. Alle Aufforderungen mit Zügel und Sporen nützten bei dem edlen Tiere nichts; es verfiel in einen kurzen Trab von

wenigen Sekunden und dann gleich wieder in Schritt. Der Reiter merkte, wie der Tritt derselben immer unsicherer wurde. Er rief den



Das Thor zum Kaiserpalast in Peking. (S. 68)

Dragoner, der hinter ihm ritt, heran und fragte ihn, ob sein Pferd noch kräftiger sei.

„Das Pferd kann kaum noch von der Stelle,

Herr Oberleutnant,“ erklärte der Dragoner. „Es hat seit drei Tagen kein Futter bekommen, und es wundert mich, daß es noch so lange ausgehalten hat. Auch ich kann mich vor Hunger kaum noch aufrecht erhalten; wenn es möglich wäre, ein Stück Brot für das Pferd und für mich zu finden, ginge es wieder besser, Herr Oberleutnant. Da drüben seitwärts vom Wege ist ein Licht; es scheint ein einsames Gehöft zu sein. Vielleicht kann man dort etwas zu essen bekommen.“

Thielen überlegte. Das Licht zur Linken schien in der That von einem einsamen Gehöft herzukommen. Dort gab es vielleicht für Mensch und Tier Nahrung, welcher

beide so dringend bedurften. Aber der Aufenthalt in einem solchen einsamen Gehöft war gefährlich. Radetzky hatte den Ordonnanzoffizier



Ashermittwoch. Nach einem Gemälde von J. Vesin. (S. 72)



nach besonders davor gewarnt. Mit Rücksicht auf die Notlage aber beschloß Thielen, doch auf das Gehöft zuzureiten und dort vorsichtig zu rekonoscieren.

In der That kam das Licht aus einem Bauernhause. Kurz vor demselben stieg Thielen vom Pferde und schritt vorsichtig bis an den Zaun des Gehöftes. Er sah durch das erleuchtete Fenster in eine Bauernstube, in welcher ein alter Mann und ein junges Mädchen beim Abendbrot saßen. Sie hatten vor sich eine Flasche Wein, ein Stück Käse, eine Schüssel dampfender Kartoffeln und ein Brot. Hier war Erquickung für Mensch und Pferd zu haben, und Thielen klopfte mit seiner Säbelscheide vorsichtig an das Fensterkreuz.

Das junge Mädchen schrie auf, und der alte Mann erhob sich rasch von seinem Sitze. Er trat an das Fenster und fragte in französischer Sprache: „Wer ist da?“

„Können Sie mir Brot verkaufen?“ fragte Thielen ebenfalls französisch. „Zwei Menschen und zwei Pferde fallen fast um vor Hunger.“

„Treten Sie ein,“ sagte der alte Mann, „wir haben mehr für Sie als Brot; auch für Ihre Tiere soll gesorgt werden.“

Der alte Bauer trat aus dem Hause und prüfte beim Schein der Laterne den Offizier näher.

„Ah, Sie sind einer der Unseren!“ sagte er, den österreichischen Ordnonanzoffizier wegen seines grauen Mantels und Kürassierhelms, den er trug, für einen französischen Offizier haltend.

In dem verbündeten Heere, welches aus Russen, Oesterreichern, Preußen, Schweden, Bayern, Sachsen und Württembergern bestand, herrschte eine große Verschiedenheit der Uniformen. Als Erkennungszeichen trugen die Offiziere und meist auch die Mannschaften um den linken Arm eine weiße Binde; trotzdem kam es vor, daß wegen der Ähnlichkeit der Uniformen mancher Truppenteile mit derjenigen der Franzosen Abteilungen der Verbündeten aufeinander schossen, und daß es Tote und Verwundete gab, ehe der Irrtum aufgeklärt wurde.

Thielen rief den Dragoner heran, und da dieser auch fertig französisch sprach, glaubte der Bauer, französische Soldaten vor sich zu haben. Die Pferde wurden in den Hof geführt und ihnen Hafer aufgeschüttet; dann führte der Bauer die beiden Soldaten in das Zimmer und forderte sie auf, Platz zu nehmen. Das Mädchen holte noch rasch eine Flasche Wein herbei, und die halb verhungerten Krieger thaten dem Mahl alle Ehre an. Sie aßen so rasch wie möglich, um wieder aus dem Gehöft fortzukommen, denn ihr Ausruf eilte. Doch hatten sie ihre Mahlzeit noch nicht beendet, als man draußen einen lauten Pfiff und das Scharren von Füßen hörte. Der Bauer eilte hinaus und kehrte nach kurzer Zeit zurück, begleitet von sieben Bauern, welche sämtlich mit Gewehren bewaffnet waren. Er wies auf die beiden Gäste und sagte: „Es sind die Unserigen.“

Die Eintretenden waren französische Landstürmer, und Thielen sah ein, daß nur Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit ihn retten konnte. Er blieb daher ruhig sitzen und goß sich ein neues Glas Wein ein. Wären sie sofort aufgebrochen, so hätte dies leicht Verdacht erregen können.

Der Anführer der Bauern war ein hochgewachsener Mann mit langem schwarzen Bart, dessen Gesicht durch eine große Narbe entstellt wurde; Bouton nannten ihn seine Genossen, unter denen er sich besonderer Autorität zu erfreuen schien. Er versuchte es sofort, den Offizier in eine Art Verhör zu nehmen, indem er ihn rasch hintereinander fragte, zu welchem Regiment er gehöre, woher er komme und wie er in das einsam gelegene Gehöft gelangt sei.

Thielen erklärte ruhig: „Ich befinde mich

auf einem Dienstwege und bin Euch keine Auskunft schuldig.“

Diese Antwort schien Bouton nicht sonderlich zu erfreuen. Er trat zurück und sagte so laut, daß es der Offizier hören mußte: „Offiziere, die zu einer geschlagenen Armee gehören, sollten nicht so stolz sein. Schließlich kann das Vaterland doch nur durch den Landsturm gerettet werden, der sich dem Feinde im letzten Augenblicke entgegenwerfen wird.“

Dann wendete er sich an den Bauern und verlangte Wein.

„Gole uns Wein, Marion,“ befahl der Bauer der Tochter.

Bouton erklärte zwar sofort, er wolle Marion beim Herausholen des Weines behilflich sein; das Mädchen schlug ihm aber die Thür vor der Nase zu und floh hinaus. Sie kehrte nach einiger Zeit mit einem Arm voll Weinflaschen zurück, und die Landstürmer füllten ihre Gläser.

„Es lebe der Kaiser!“ rief Bouton. „Wer ein ehrlicher Mann ist, der stoße an und rufe mit uns: Es lebe der Kaiser!“

Die Anwesenden erhoben ihre Gläser und ließen lärmend den Kaiser leben. Besonders scharf beobachtete Bouton dabei den Offizier und den Dragoner. Ob er glaubte, daß Thielen zu den französischen Offizieren gehöre, welche geneigt waren, von Napoleon abzufallen, oder ob er bereits ahnte, daß er einen Feind vor sich hatte, konnte Thielen nicht entscheiden. Er bemerkte, daß Marion ihm von der Thür her wiederholt winkte, saß jedoch so unglücklich hinter dem großen Tisch, daß er zur Rechten und zur Linken je drei der Landstürmer hatte und seinen Platz nicht verlassen konnte, ohne daß die Leute aufstanden. Er begriff, daß das junge Mädchen ihm irgend eine Nachricht zukommen lassen wollte, und da der Dragoner etwas entfernter vom Tische am Ofen Platz genommen hatte, befahl ihm Thielen in französischer Sprache: „Geh hinaus und sieh nach den Pferden.“

Unmittelbar nach dem Dragoner entfernte sich Marion. Bouton schien nicht übel Lust zu haben, ihr zu folgen, aber seine Anwesenheit im Zimmer schien ihm doch wichtiger zu sein. Nur mit einem finsternen Blick sah er dem Mädchen nach und setzte sich dann dem Offizier gegenüber an den Tisch.

Die Lage Thielen's war sehr ungünstig. Jeder Augenblick konnte die Entdeckung bringen, und daß die Landstürmer mit ihm kurzen Prozeß machen würden, war selbstverständlich. Gegenwehr war fast nutzlos; bevor Thielen noch den Pallasch ziehen konnte, schoß man ihn ohne Zweifel nieder. Bouton, der ihm gegenüber saß, hielt das alte Jagdgewehr, mit dem er bewaffnet war, zwischen den Knien und hatte für sich die Freiheit der Bewegung. Die drei Nachbarn zur Rechten und zur Linken ließen sich auch nicht ohne weiteres über den Haufen rennen.

Thielen sah nach der Uhr. Er suchte irgend einen Vorwand zu finden, um aufzubrechen. Er wollte nur die Rückkehr des Dragoners abwarten, um dann das Zeichen zum Fortgehen zu geben. Eine unheimliche Stille war im Zimmer eingetreten. Die Landstürmer schienen alle nicht besonders gesprächslustig zu sein. Der alte Bauer hatte wohl eine Ahnung, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, denn er saß am Ofen und warf sonderbare Blicke auf Thielen. Das Gesicht Boutons, der den Offizier unablässig anstarrte, wurde immer drohender.

Diese unheimliche Stille wirkte fürchterlich auf den Offizier; die Sekunden wurden ihm zu Stunden. Jeden Augenblick hoffte er, die Thür würde sich öffnen und den Dragoner einlassen. Dieser hatte, wenn es zum Kampfe kam, den Vorteil, daß er sich Bouton im Rücken befand. Endlich ging die Thür auf, aber Marion erschien allein. Sie machte Thielen Zeichen, die er nicht

verstand. Gewißheit war besser als diese Ungewißheit.

„Wo ist mein Bursche?“ fragte er daher das junge Mädchen.

„Er ist fortgeritten,“ erklärte Marion. Dann setzte sie sich gleichmütig, als sei nichts geschehen, zum Vater auf die Ofenbank.

Was bedeutete die Antwort Marions? War der Dragoner feig genug, seinen Offizier im Stich zu lassen? War er fortgeritten, um Hilfe zu holen? Die unheimliche Stille im Zimmer begann sich wieder bemerkbar zu machen.

Ganz wie zufällig sagte Marion: „Ich glaube, da drüben in Chapautfort brennt es.“

Zwei der Landstürmer sprangen auf. „Teufel noch einmal, in unserem Dorfe brennt es. Hast du genau gesehen, Marion?“

„Ich glaube sicher, es ist in eurem Dorfe.“

„Wahrscheinlich sind die Kosaken dort, und wir sitzen hier,“ sagte einer der Bauern. „Vorwärts, laßt uns hingehen und ein paar von diesen russischen Wölfen niederschleßen!“

Bouton warf einen sonderbaren Blick auf Marion, der wie Hohn und Haß aussah.

„Du,“ sagte er zu dem aufgeregten Bauern, „kannst nach deinem Heimatdorf gehen, die anderen bleiben hier. Vielleicht giebt es hier bald wichtigere Arbeit als im Dorfe.“

Einer der Bauern verließ das Zimmer, die anderen blieben gehorsam sitzen.

Auch Thielen erhob sich und erklärte möglichst gelassen: „Mein Dragoner sollte nach dem Wege sehen; er scheint sich verirrt zu haben, ich werde ihn suchen müssen. Habt Dank für Eure Gastfreundschaft,“ wendete er sich an den alten Bauern, „nehmt hier diesen Napoleon.“

„Laßt nur, Herr,“ entgegnete der Bauer, „was ich gethan habe, lasse ich mir nicht bezahlen.“

„Steht auf, Leute,“ sagte Thielen jetzt zu den zwei französischen Landstürmern, die ihm zur Rechten saßen, „laßt mich hinausgehen.“

In diesem Augenblick sprang Bouton auf und schrie: „Bleibt sitzen! Und Ihr, Hund von einem Deutschen, rührt Euch nicht von der Stelle, oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf! Ihr seid ein Spion oder noch etwas Schlimmeres. In diesem Augenblick, als Ihr aufstundet, habe ich an Eurem Säbelgriff den österreichischen Adler gesehen. Ich hatte Euch sofort im Verdacht, als ich eintrat. Ich habe die Pferde draußen gesehen, und das Sattelzeug ist mir aufgefallen, denn es war nicht nach französischem Muster. Ich bin ein alter Soldat, und mich täuscht man nicht.“

Sämtliche Anwesenden hatten sich von ihren Sitzen erhoben und ihre Waffen gepackt. Thielen stand regungslos hinter dem Tisch, drohend betrachtend von den Landstürmern, vorwurfsvoll von dem Vater Marions, der ihm Gastfreundschaft gewährt hatte.

„Ja, ich bin ein Offizier der Verbündeten,“ erklärte Thielen, welcher einsah, daß Leugnen nutzlos sei.

„Und ein Spion und Lügner dazu!“ rief Bouton, indem er das Gewehr erhob und es auf den Offizier anshlug. Aber Marions Vater sprang dazwischen trotz seiner Gebrechlichkeit und schlug den Lauf in die Höhe.

„Nicht hier im Zimmer! Bist du des Teufels, Bouton, willst du hier einen Mord begehen? Thue mit dem Manne, was du willst, aber draußen, nicht hier!“

„Du bist kein Patriot,“ versetzte Bouton. „Du würdest dir sonst eine Ehre daraus machen, deinen Enkeln noch in deiner Wohnung die Stelle zeigen zu können, wo einer von diesen Hunden verblutet ist. Kommt hinaus, wir wollen ihn draußen abthun. Lebendig kommt dieser Mann nicht mehr vom Gehöft.“

„Aber das wäre ja Mord,“ sagte Marion, indem sie dicht neben Bouton trat und ihn mit



einem verächtlichen Blicke maß. „Ihr habt das Recht, diesen Mann gefangen zu nehmen, aber befudelt eure Hände nicht mit dem Blute eines Wehrlosen. Vergeßt nicht, der Dragoner, der mit diesem Offizier hier war, hat vor einer halben Stunde das Gehöft verlassen, um Hilfe zu holen. Die Kosaken sind in unmittelbarer Nähe, vielleicht sind sie im nächsten Augenblick hier; und wenn sie auch erst später kommen, so werden sie doch nach dem Offizier suchen. Töden sie ihn tot, so wird mein Vater eure Schuld zu büßen haben. Man wird ihn töten und dieses Haus dem Erdboden gleich machen. Ihr seid unsere Nachbarn und Freunde. Ueberlegt wohl, was ihr zu thun gedenkt. Meine Brüder sind auch beim Landsturm, ihnen seid ihr verantwortlich für die Folgen.“

Ein Gemurmel hörte man von den Bauern als Antwort. Mit Ausnahme Boutons schienen sie den Vernunftgründen Marions zugänglich zu sein.

„In der That,“ sagte der älteste Bauer, „mein Vetter Lenötre“ — damit meinte er den Hausherrn — „ist mit seiner Tochter sehr gefährdet, wenn diesem Offizier etwas geschieht. Auch wir thäten besser, uns in Sicherheit zu bringen; jeden Augenblick können die Kosaken hier sein.“

„Seiglinge seid ihr!“ schrie Bouton, „wir haben hier einen Offizier gefangen, wahrscheinlich mit wichtigen Nachrichten. Wollt ihr ihn vielleicht laufen lassen? Ich war Soldat, ich weiß, was es bedeutet, einen Offizier mit Nachrichten zu fangen.“

Die Stimmung war aber unter den Bauern gegen Bouton umgeschlagen. Einer von ihnen entgegnete höhnisch: „Wir sind in diesem Augenblicke ebenso gut Soldaten wie du.“

Bouton wollte auffahren, aber der alte Lenötre trat dazwischen. „Nun ist genug geschwaßt,“ sagte er. „Ich bin Herr in meinem Hause. Dieser Offizier bleibt hier als Gefangener, aber es geschieht ihm nichts, denn ich will nicht mit meiner Tochter und meiner ganzen Habe dafür büßen.“

„Verdammt will ich sein,“ schrie Bouton, „wenn ich mich mit euch noch weiter einlasse. Angst habt ihr, eure Pflicht zu thun, elende Menschen!“ Damit schritt er zur Thür hinaus und schlug diese drohend hinter sich zu. Wenige Augenblicke später hatten auch die Bauern das Zimmer verlassen. In diesem blieb nur Thielen mit Lenötre und Marion zurück.

„Rasch, rasch!“ sagte Marion, „benutzen wir die Gelegenheit, um Sie in Sicherheit zu bringen, mein Herr. Kommen Sie mit mir durch die Hinterthür auf den Hof, wohin ich Ihr Pferd schon gebracht habe. Ich will Ihnen einen Weg durch die Weinberge zeigen nach Bar-sur-Seine. Der Dragoner sagte mir, daß nach dorthin Ihre Bestimmung lautet. Schließ die Thür, Vater, und laß die Leute nicht herein, bis wir ungefähr eine Viertelstunde fort sind.“

Der Offizier folgte dem Mädchen, nahm sein Pferd am Zügel und entfernte sich vorsichtig von dem Gehöft. Der Schnee, der immer mehr fiel, dämpfte den Schall der Pferdehufe.

Der Weg durch die Weinberge war bald beendet und die Straße nach Bar-sur-Seine erreicht. Da blitzte es zur Linken auf, ein Schuß krachte, und Marion hörte noch einen dumpfen Schlag, den Aufschlag der Kugel auf dem metallenen Helm des Offiziers. Thielen sank zu Boden. Wie gebannt blieb Marion stehen.

Die Gestalt Boutons erschien in einigen Sprüngen vor Marion. Rauf faßte der Franzose den Arm des Mädchens und schrie: „Hab' ich dich, Verräterin? Nun rechne ich mit dir ab. Ich werde dich ihm nachschicken, denn du verdienst nichts Besseres.“

Marion versuchte, sich von dem eisernen Griff Boutons frei zu machen. Es mißlang

ihm, aber ihren Mut verlor sie deshalb doch nicht.

„Glaube nur ja nicht, daß ich mich vor dir fürchte!“ rief sie. „Nicht daran lag dir, diesen Oesterreicher zu töten, sondern mich ins Unglück zu bringen, weil ich dich zurückgewiesen habe. Ich kenne deine Schliche wohl, du Schuft!“

Bouton hob drohend das Gewehr. Im nächsten Augenblicke hörte man ein pfeifendes Geräusch. Ein scharfer Ballaschhieb spaltete den Schädel des Bauern, der zusammenbrach. Der durch den Schuß gegen den Helm nur betäubte Kürassieroffizier hatte sich wieder aufgerafft und seinen Gegner niedergestreckt.

„Leben Sie wohl, Marion,“ sagte Thielen, dem Mädchen die Hand reichend, „vielleicht sehen wir uns noch einmal wieder, damit ich Ihnen lohnen kann, wie Sie es verdienen. Nehmen Sie diese Börse!“

„Nein, nein,“ wehrte Marion ab. „Was ich that, geschah nicht für Geld. O, mein Herr, ich habe meinen Verlobten beim Heere des Kaisers, und an ihn habe ich heute abend gedacht, als ich Sie rettete. Möge auch ihm Hilfe werden von guten Menschen, wenn er in Not ist, wie ich Ihnen geholfen habe. Leben Sie wohl, ich hole die Bauern, damit dem Verwundeten hier Hilfe wird!“

Mit wenigen Schritten war Marion in der Dunkelheit verschwunden. Thielen bestieg sein Pferd, das ausgeruht und durch das Futter erfrischt war, und sprengte die Straße entlang. Nach kaum einer halben Stunde rief ihn eine deutsche Schildwache an. Er befand sich vor Bar-sur-Seine bei den Vorposten der Württemberger. Wenige Schritte hinter den Vorposten traf er den Dragoner mit einer Abteilung Kosaken, mit denen er Thielen Hilfe bringen wollte. Natürlich war diese jetzt nicht mehr nötig. Eine weitere Viertelstunde später stand Thielen vor dem rasch geweckten Kronprinzen von Württemberg und übergab diesem den Brief des Feldmarschalls.

Der Kronprinz erklärte, es sei so wie so seine Absicht gewesen, am nächsten Morgen auf Troyes zu marschieren. Er werde sofort einen Ordonnanzoffizier mit der Nachricht an Schwarzenberg senden, Thielen solle sich nur zur Ruhe legen.

Seine Ketterin Marion sollte Thielen wiedersehen, aber erst anderthalb Jahre später, als die Verbündeten nach der Rückkehr Napoleons von Elba zum zweitenmal als Sieger in Frankreich einrückten.

Der alte Lenötre war kurz nach der erzählten Begebenheit gestorben, und Marion hatte ihren Verlobten nach seiner Rückkehr aus dem Felde geheiratet.

Thielen starb hochbetagt als pensionierter Major in Wien. In seinen Denkwürdigkeiten hat er auch seiner Lebensketterin Marion ehrenvoll gedacht.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein originelles Dementi.** — In einem deutschen Kleinstaat, der seit längerer Zeit schon nicht mehr selbstständig existirt, erschien vor etwa hundert Jahren ein kleines Regierungsblatt, welches als Neuierung einen Feuilletonroman unter dem Strich brachte. Um das, wenn auch damals noch sehr geringe Schriftstellerhonorar zu ersparen, arbeitete der Redakteur Dramen, welche zu jener Zeit Sensation erregten, zu Romanen um. So kam auch Schillers „Kabale und Liebe“ an die Reihe. Als die vorletzte Fortsetzung erschienen war, welche damit schloß, daß Luise und Ferdinand die vergiftete Limonade trinken, erhielt die Redaktion aus dem fürstlichen Kabinett folgendes Schreiben:

„Serenissimus haben geruht, Ihren Roman mit Aufmerksamkeit und hohem Interesse zu lesen. Hochdankenswertlich wünsche ich, daß Ferdinand und Luise an dem

Giste nicht sterben. Das Paar könnte vielleicht durch ein Gegengift gerettet werden. Der Hofmarschall.“

Der Redakteur war verzweifelt, denn als das ominöse Schreiben eintraf, war der Schluß des Romans, in welchem das feierliche Begräbniß des Liebespaares geschildert wurde, bereits in den Händen der Leser. Aber was vermöchte nicht die Furcht vor fürstlicher Ungnade? Einige Stunden nach dem Erscheinen der Nummer mit dem Romanschluß wurde ein Extrablatt folgenden Inhalts ausgegeben:

„Der in dem Roman „Kabale und Liebe“ gemeldete Tod von Ferdinand und Luise beruht auf einem Irrtum unseres Korrespondenten. Beide befinden sich recht wohl und werden demnächst ihre Hochzeit feiern. Die Familie Miller ist durch die Gnade ihres Landesherren in den Freiherrnstand erhoben und Major Ferdinand v. Walter an Stelle seines verurteilten Vaters zum Präsidenten ernannt worden. Unseren Korrespondenten, der uns den falschen Bericht sandte, haben wir entlassen.“

[M. S.—d.]

**Der neue Herostratos.** — Vor etwa fünfzig Jahren lebte in London ein junger Mann Namens Richard Lloyd, der, wie so manche seiner Landsleute, höchst überspannte und spleenige Ideen hatte. Er wurde von der brennenden Heißbegier gequält, auf irgend eine auffallende Weise seinen Namen unsterblich zu machen. Da er im Grunde ein ganz gewöhnlicher Mensch war, weder Genie noch Talente besonderer Art besaß, mußte er sich wohl selber sagen, daß sein Bemühen ziemlich schwierig sei. Gleichwohl erreichte er seine Absicht durch einen ganz verrückten Einfall.

Er war nämlich nicht ganz ohne Bildung und kannte die Geschichte des Herostratos, der, um für seinen Namen die Unsterblichkeit zu erringen, einst den prächtigen Dianentempel von Ephesos — eines der sieben berühmten Wunderwerke der antiken Welt — in Brand gesteckt und auf solche Weise ruchlos vernichtet hatte.

Diese Geschichte des Herostratos von Ephesos ging dem spleenigen Richard Lloyd längere Zeit immer im Kopfe herum, bis er endlich auf die unheilvolle Idee geriet, eine ähnliche Missethat zu verüben, um sich dadurch eine gewisse Berühmtheit und seinem Namen die sehnlichst gewünschte Unsterblichkeit zu verschaffen. Er beschloß nach reiflicher Ueberlegung, zu solchem Zwecke die berühmte Portlandvase im Britischen Museum zu zertrümmern.

Diese Vase — auch Barberinivase genannt — galt und gilt mit Recht als die schönste antike Vase von allen, die je zum Vorschein gekommen sind, nachdem sie jahrhundertlang und jahrtausendlang im Schoße der Erde verborgen gewesen. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde sie gefunden nahe bei Rom in dem prachtvollen Sarkophage des Kaisers Alexander Severus in einem unterirdischen Grabgewölbe. Zuerst fand sie Aufstellung im Barberinischen Palaß, dann wurde sie 1786 von Sir William Hamilton für hohen Preis erworben und von ihm für eine noch viel bedeutendere Summe in England an die Kunst und Altertum liebende reiche Herzogin von Portland verkauft. Im Jahre 1810 gelangte die Vase ins Britische Museum und bildete seitdem eine der schönsten und kostbarsten Zierden desselben. Sie ist von herrlicher Form und besteht aus einer dunkelbraunen glasartigen Masse mit weißen Relieffiguren von trefflichster Arbeit, voll Ausdruck und Adel.

Am Vormittag des 7. Februar 1845 begab Richard Lloyd sich ins Britische Museum und spazierte darin gemächlich mit einigen anderen Besuchern umher, bis die ganze Gesellschaft in den Saal gelangte, in welchem als schönster Schmuck sich die Portlandvase den Blicken zeigte.

Dieselbe wurde von sämtlichen Besuchern mit Interesse betrachtet und gebührend bewundert.

„Sir,“ fragte Richard Lloyd den begleitenden und erklärenden Aufseher, „ist es wirklich wahr, was behauptet wird und was auch im Katalog steht, daß diese antike Vase die schönste ihrer Art und geradezu einzig ist?“

„Dem ist in der That so, Sir,“ versetzte der Beamte. „Denn die vier Nachbildungen, welche der berühmte Josiah Wedgwood vor langen Jahren zu Stande brachte, erreichen bei weitem nicht die Schönheit des Originals hier, obgleich sie an sich von dem ausgezeichneten Meister ganz vortrefflich gemacht sind.“

„Schön!“ sprach zufrieden Richard Lloyd. „Das war's, was ich zu wissen wünschte. Und nun weiß ich, was ich zu thun habe.“

Mit größter Kaltblütigkeit trat er einen Schritt



vorwärts, erfaßte mit beiden Händen die kostbare Vase und warf sie von ihrem Postament herunter, so daß sie klirrend auf dem Fußboden in Scherben zerbrach.

„Wahnsinniger, was haben Sie gethan?“ schrie entsetzt ob solcher Frechheit der Aufseher.

„Ich habe meinen Namen unsterblich gemacht,“ erwiderte vergnügt Richard Lloyd.

„Ein Glender sind Sie!“

„Larifari! Sehr stolz bin ich auf meine gelungene That, denn sie verschafft Unsterblichkeit meinem Namen Richard Lloyd.“

Die anderen Besucher im Saale — Zeugen dieser Scene — waren ebenso entrüstet wie erstaunt darüber. Einige Gentlemen wollten in ihrem gerechten Zorne über den merkwürdigen Missethäter herfallen und ihn weidlich durchprügeln. Doch wurde dies

verhindert. Andere Beamte kamen herbei, Polizisten wurden gerufen, und Lloyd in Haft genommen. Einige Tage nachher wurde er vor den Richter gebracht.

Was sollte man mit dem tollen Menschen anfangen? Er wurde von Rechts wegen zu fünf Pfund Sterling Strafe wegen Sachbeschädigung verurteilt. Eine höhere Strafe konnte man ihm nach englischem Gesetze nicht zuerkennen. Die Scherben der Portlandvase aber wurden aufs sorgfältigste zusammengesetzt und gefittet, worauf man das alte Kunstwerk wieder an seinen gewöhnlichen Platz stellte.

Richard Lloyd soll später aus Größenwahn ganz verrückt geworden und im Irrenhause gestorben sein. Seine Absicht hatte er übrigens erreicht. Denn so lange noch die zerbrochene und wieder zusammengefitete prächtige Portlandvase von Schau lustigen betrachtet und bewundert wird, unterläßt man nicht, zu

erwähnen — und es steht auch in den Katalogen — daß im Februar 1845 ein gewisser Richard Lloyd sie zertrümmert habe. Doch ist sein Ruhm freilich nicht ganz so erstaunlich geworden wie der des sonderbaren Schwärmers Herostratos von Ephesos, der noch in unserer Zeit unfehlbar in jedem Konversationslexikon und außerdem auch noch in Tausenden von anderen alten und neuen Büchern sich befindet. [S. 2.]

**Zwei Frauenklassen.** — Johannes Scher teilt die Frauen in zwei Klassen ein: in solche, welche die Blumen lieben, und solche, denen die Blumen gleichgültig sind. „Die letzteren,“ erklärt er, „sind mir fatal, und ich traue ihnen nicht viel Gutes zu. Ich möchte die Blumenpflege den Kunstgenüß der Frauen, besonders der Frauen aus dem Volke, nennen, welcher auf ihr Seelenleben sicherlich heilsamen Einfluß hat.“ [C. R.]

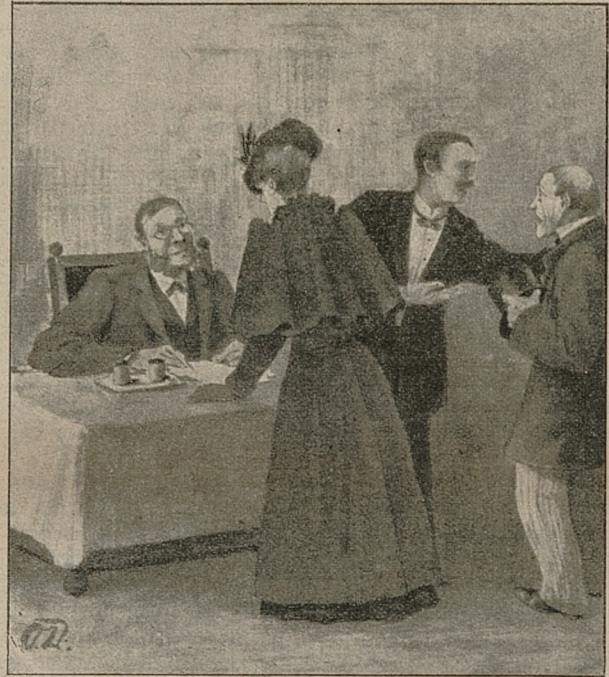
## Humoristisches.



Das ist ganz was anderes.

Amtmann: Aber, Grasbauer, schämt Ihr Euch denn nicht, täglich so betrunken zu sein? Seht doch: selbst das liebe Vieh — wenn es trinkt — weiß, wann es genug hat und hört zu trinken auf — und Ihr wißt es nicht!

Grasbauer: Ja, Herr Amtmann, das ist ganz was anderes: wenn ich Wasser trinkt — da weiß ich's auch.



Höchste Zeit.

Herr v. Schneidewinsky will die Tochter des Herrn Müller heiraten, die zweihunderttausend Mark Mitgift bekommt. Er hätte gern dreihunderttausend gehabt, aber Herrn Müller scheint das zu viel. Das Paar steht vor dem Standesbeamten, der die Frage thut: So frage ich zuerst Sie, Herr Albert v. Schneidewinsky, ob Sie die neben Ihnen stehende Rosalie Müller als Ihre rechtmäßige Ehefrau anerkennen und halten wollen?

Herr v. Schneidewinsky (zum als Zeugen anwesenden Müller): Sagen Sie dreihunderttausend, oder ich sage nein!

**Gerechtes Vermächtnis.** — Lord Eldon, welcher im Jahre 1870 starb, vermachte sein ganzes Vermögen dem Irrenhause, Bedlam genannt. In seinem Testamente sagte er: „Ich gebe den Narren wieder, was ich den Narren (er meinte die Prozeßführenden) verdanke.“ — Eldon war nämlich Advokat gewesen. [C. R.]

## Aschermittwoch.

(Siehe das untere Bild auf Seite 69.)

Nur einmal im Jahre ist Fasching, nur einmal ein Fastnachtsdienstag. Deswegen tanzte, sang und schmauschte man in der Schenke die ganze Nacht durch bis zum Morgengrauen des Aschermittwochs. „Macht euch auf den Heimweg!“ heißt jetzt die Losung. Das ist wenig behaglich, denn es ist wieder kalt geworden, und Schnee bedeckt weit und breit Feld und Flur. Alles hat des Guten zu viel gethan; selbst die Pferde des Schlittens auf unserem Bilde S. 69 (nach einem Gemälde von J. Besin) scheinen die Fastnachtstribulationen mitgenossen zu haben, denn sie schleichen trübselig dem Heimatsorte zu, gerade hinter dem Musikanten mit der schweren Vahgeige auf dem Rücken her. Herr und Frau und der junge Bauer auf dem Gefährt sind eingeschlummert; nur der Knecht hinten im Schlitten nimmt die Gelegenheit wahr, seinen Schatz, die ihm gegenüberstehende Magd, zu küssen.

## Bilder-Rätsel.

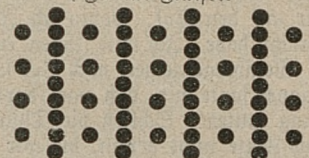


Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 8:

An dem, was vergangen, darfst du nicht hangen.

## Punkt-Rätsel.



Die folgenden Buchstaben A, A, A, A, A, A, A, A, A, A, A, A, B, B, D, D, E, E, E, E, E, E, F, F, G, G, K, K, L, L, L, L, M, M, M, M, N, N, O, O, O, O, P, P, P, P, R, R, R, R, T, T, U, U sollen derartig an die Stelle der Punkte gesetzt werden, daß die vier senkrechten neunzeiligen Reihen den ihnen entsprechenden wahren Namen gleichlauten. Dabei entstehen folgende Namen: 1) eine durch ihre Schönheit berühmte Königin des Altertums, 2) ein aus der Geschichte Frankreichs bekannter Frauenname, 3) ein aus dem Neuen Testamente bekannter Frauenname, 4) ein besonders von den Frauen verehrter Minnesänger.

Auflösung folgt in Nr. 10.

## Scherz-Rätsel.

Aus einem Meergott machst du neun,  
Wenn du ihm raubst zwei Zeichen klein.  
Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8: der dreißigbüßigen Charade: Wasserfall; des Buchstaben-Rätsels: Miß, Biß, Fiß.

## Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.